

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

29. Mittwoch, am 12. April 1837.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Die Eroberung von Jerusalem. Von Wilhelm Robert Heller. Dresden und Leipzig bei Arnold. 1837. 392 S.

Wenn wir, ohne Berücksichtigung der undankbaren Mühe und des öftern daraus entstehenden Verdrusses, uns genöthigt sahen, manches werthlose oder schlechte literarische Produkt zu durchlesen und anzuzeigen, so fanden wir dagegen unsere Schadloshaltung in dem Vergnügen, die Entwicklung manches jungen Talentes beobachten und das Publikum darauf aufmerksam machen zu können. Je anspruchsloser ein solches hervortrat, je weniger wir bemerkten, daß es durch literarische Bevatterschaften seinen Ruf zu begründen trachtete, je freudiger haben wir es begrüßt. Als der Verfasser des vorliegenden Buches durch einzelne sinn- und gemüthvolle Gedichte uns bekannt wurde, erkannten wir mit Vergnügen, daß ein frischer, poetischer Sinn in ihm wohne, als wir sahen, daß er in seinen Kritiken partheilos und rechtlich gegen Freund und Feind, größtentheils den Nagel auf den Kopf traf, überzeugten wir uns, daß er selbstbewußt und strebend etwas Tüchtiges leisten werde. Diese Ueberzeugung hat er in dem vorliegenden Roman durchaus bewährt. Er schildert auf interessante, oft höchst ergreifende Weise, die Eroberung Jerusalems durch Titus. Noch selten ist es einem Erzähler — selbst Bulwer nicht, in seinen „letzten Tagen Pompeji“ — gelungen, die Klippen, die einer Novelle aus jener Zeit im Wege stehen, zu umschiffen, unser Verf. hat es mit Glück und Geschick gethan. Für den historischen Theil hatte er an dem Josephus zwar eine treffliche Quelle, aber man erblickt auch sonst überall, wie er das Kriegesleben der Römer sich zur Aufgabe guter Studien gemacht. Was den poetischen Theil anlangt, so steht derselbe dem vorigen keinesweges nach; er enthält treffliche Bilder. Als ausgezeichnet erwähnen wir vor Allem die auf Golgatha spielende Scene. Die Charakteristik der Juden und Römer ist so treffend wie gut auseinandergehalten, die einzelnen Charaktere mit Geist aufgefaßt, und fest, so wie bis in die Details konsequent, durchgeführt. Vorzüglich gilt dies von den Hauptpersonen; der lieblichen Judith, des Quästors Nemilius, des mit guter Kenntniß der lie-

benswürdigen und humoristischen Seite des jüdischen Charakters geschilderten Jose Ben Manasse, so wie von den Partheihauptern Simon und Johannes. Auch die Schilderung des Titus, des Nathan, der Debora und der Eufanna sind sehr gut. Was die Sprache anlangt, so ist solche überall edel und angemessen, hin und wieder erhebt sie sich auf eine hochpoetische Weise. Sollen wir an dem Roman etwas aussetzen, so ist es, daß einestheils der Dialog fast allzusehr vorherrscht, andernteils die Scene zu oft — doch nicht eben unnüherweise — verlegt wird. Durch den ersten Umstand kommt etwas Gedehntes, durch den zweiten etwas Unruhiges — doch beides nur hier und da und ohne dem Ganzen Eintrag zu thun — in das sonst sehr gute historisch-poetische Bild; weshalb wir uns auch diese Bemerkung mehr als einen freundlichen Wink für die Zukunft, wie als einen Tadel des vorliegenden Products erlauben. — Wir können schließlich den Lesern der Abendzeitung nur die aus guter Ueberzeugung stammende Versicherung geben, daß sie das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden, und daß es unbedingt den besten neuern historischen Romanen angehöret.

Die Ausstattung ist schön und gut.

Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel und welche Mittel zur Abhülfe bieten sich dar? Beantwortet von Sigfried Justus 1sten, König von Israel und Hoherpriester von Jerusalem. Leipzig, bei Brockhaus. 1836.

Wir kennen einen Dichter, dessen lyrische Producte bei den Verehrern seiner Muse darum so viel Beifall finden, weil sie sich von unten nach oben, oder von oben nach unten lesen lassen, und auf beide Arten den gleichen Genuß gewähren. Das obengenannte Schriftchen hat eine Aehnlichkeit mit diesen Gedichten. Man kann nach Belieben den Inhalt als Scherz oder als Ernst nehmen, und man hat so ziemlich dasselbe, nämlich einen kurzweiligen Ernst und einen langweiligen Scherz. Unter letztere Rubrik summiren wir auch den Titel des pseudonymen Verfassers; er ist doch ein Wischen zu wohlfeil und dürre. —

Was den Inhalt anlangt, so wollen wir den Leser mit der Angabe desselben bei weitem nicht so wie uns selbst mit der Durchlesung incommodiren. Nach dem Verfasser ist überall große Noth vorhanden. Woher kommt sie? „Der Wohlstand ist Nothstand, und der Nothstand ist Wohlstand“; das hat der Verf. den verstorbenen Ministern von Noth und Mäßen klar bewiesen (S. 59.) Der Grund des angeblichen Elends in Deutschland liegt vorzüglich, wie der Verf. behauptet, an Mangel am Gelde (der Meinung sind wir auch,) so wie an Ueberfluß an werthvollen Sachen, (diese Meinung theilen wir nicht.) Nur durch eine immense Masse von — Papiergeld kann gründlich geholfen werden. Dieses würde aber am besten auf folgende Weise en masse fabrizirt: Der Staat bildet einen großen allgemeinen Versicherungsverein, Jeder läßt all sein Eigenthum gegen 1 p. C. des Werthes jährlicher Abgabe versichern, dadurch kommen erstaunliche Summen ein, nun wird Papiergeld creirt, die Versicherungsabgabe (alle andern hören auf) nur in diesem angenommen, die Verwaltung davon bestritten, und der Rest an Witwen und Waisen vertheilt. — Man sieht, der Verf. hat eine von jenen unerschrockenen finanziellen Seelen, die vor nichts zurückbeben. Nicht nur, daß er alle Ausgaben reichlich deckt, er hat noch so viel Papiergeld übrig, um die Thränen aller Bedürftigen mit Rassenanweisungen abzutrocknen. Zwar meint er, „die großen stehenden Heere“ und „die ungeheuren Staatsschulden“ bleiben immerdar ein bedenkliches Ding, aber er hegt die Hoffnung, „daß der Gott des Friedens die Aufhebung der ersten durch seine Engel bewirken wird, indem er die Machthaber der Staaten zwangspflichtig um seinen erhabenen Thron zu einer allgemeinen Vereinigung hinführt“. — Was die Schulden anlangt, so hofft er allerdings bei deren Abzahlung nicht auf himmlische Mitwirkung, er setzt sein Vertrauen auf „die Landwirthschaft“, das heißt: nicht auf die bessere Kultur des Bodens, sondern — wenn es nichts mit dem „Sicherheitsvereine“ werden sollte — auf eine bessere Grundsteuervertheilung, bei der darauf gesehen werden muß, „daß der bessere Boden allein besteuert wird“, der schlechte aber gar nichts giebt, sondern im Gegentheil der Besitzer desselben noch Etwas herausbekommt. Ein herrlicher Einfall, auf den bis jetzt noch Niemand gekommen ist! — Schließlich berichtet der Verf. noch über Vorschläge und Verhandlungen, die er der Krone Spanien und dem Sultan, so wie der ökonomischen Societät zu Moskau gemacht hat und die in ihrer Art eben so merkwürdig sind wie die oben angegebenen. — Doch das Alles möge der Leser in dem Büchlein selbst auffuchen,

wir haben dem scherzhaften Ernste und dem langweiligen Späße bei weitem nicht den Geschmack wie den Herschelschen Mondentdeckungen abgewinnen können und sind — trotz der guten Ausstattung — der Meinung, daß der Verlag dieser Schrift das bekannte Renommé der betreffenden Handlung nicht eben vermehren werde.

E. v. Wachsmann.

Indiana. Roman von George Sand (Mad. Dudevant), übersetzt von Fanny Tarnow. Leipzig, bei Kollmann. 2 Bde.

Wir besitzen eine so bedeutende Anzahl geistreicher Schriftsteller für dieses Fach, es haben die ausgezeichnetsten Köpfe nicht verschmäht, in den tiefsten Schacht menschlicher Empfindungen und Gefühle, Verhältnisse und Situationen hinabzusteigen und die Ausbeute der verschiedensten Erfahrungen zu Tage zu fördern, daß es in der That schwer — sehr schwer ist, etwas Neues zu liefern. Die Romantik ist fast erschöpft in ihren reichen Mitteln, selbst die Endpunkte des Schauerlichen, Gräßlichen und Empörenden hat die neueste Zeit mit Glück darzustellen gewußt, und das haarsträubende Entsetzen, was manches moderne Product dieser Art erregte, ist so wenig etwas Außerordentliches mehr, daß ein Autor schier verzweifeln möchte, der es darauf anlegt, die Aufmerksamkeit seines Publikums zu spannen und festzuhalten. Aber der Geist, der in diesem Roman weht, ist doch neu — wenn auch das Sujet, die Liebe einer verheiratheten Frau zu einem andern Manne, bereits in den verschiedensten Variationen benützt ward, — hier neu, — pikant, ergreifend und fesselnd. — Die geistreiche und durchdachte Analyse der Romane der Madame Dudevant, welche unlängst in der Zeitung der eleganten Welt erschienen, macht eigentlich jedes weitere Reasonement über diesen Gegenstand überflüssig, und doch drängt es den Leser, sich über dieses geistvolle, aus dem tiefsten Innern der menschlichen und socialen Verhältnisse geschöpfte Werk in einigen Worten auszusprechen. Mad. Dudevant ist eine ausgezeichnete Erscheinung in der Literatur, mit der Energie und Kraft des männlichen Geistes verbindet sie das scharfe Combinationsvermögen, die superfeine Auffassungsgabe des Weibes zu einem wunderbar in sich vollendeten Ganzen. Der Schauplatz des menschlichen Herzens hat für den durchbohrenden Scharfblick dieses feinen Kennerauges keinen Winkel. Ihre Gestalten sind keine Ideale, es sind Menschen der Wirklichkeit, sie schildert jede menschliche Schwachheit, jede Leidenschaft, jedes Gefühl, jede Situation wie sie seyn kann — unter solchen Umständen seyn muß.

Ihre Logik ist erschütternd, aber wahr, naturgetreu. Dieser leichtsinnig = frivole Raymon de Ramière, dessen kalte Herzlosigkeit und empörender Egoismus bei einer glühenden Sinnlichkeit dennoch die gewinnendste sociale Liebenswürdigkeit nicht ausschließt, ist ein Meisterstück in Zeichnung und consequenter Durchführung. Die Heldin, ein schuldloses Opfer furchterlicher Verhältnisse und ihrer nicht zu besiegenden Leidenschaft, erregt in ihrer fleckenlosen Reinheit und wunderbaren fast unbewußten Herrschaft über die gefährlichsten Verlockungen der Sinne das höchste Interesse. Eben so der edle verkannte Ralph. Der blühende elegante Styl, die scheinbar ruhige Darstellung der erschütterndsten Scenen, die jede Faser beben machen könnten, diese Grabesruhe, die um den Tod der geopferten Nuna weht und die Nemesis unverdönt läßt, machen einen wahrhaft tragischen Effekt. Ein klar durchdachter Plan, an dem nichts zufällig, nichts gemacht erscheint, durchbringt das ganze Werk. — Nur die Rückkehr Indiana's aus Amerika wünschte Recensent hinweg, da, um die Unwürdigkeit Raymon's zu manifestiren, es nicht absolut nöthig war, die Heldin in den Abgrund der furchtbarsten äußern Schmach und Erniedrigung zu stürzen. — Die geistige Schärfe, die in den Schilderungen des höchsten menschlichen Weh's hervortritt, eine stille bewußte Verachtung der moralischen Gebrechen wie der übertrüchten Erbärmlichkeit der geselligen Verfassung, wirkt ergreifend.

Es möchte nun fast dankenswerth und nöthig erscheinen, daß nach so unsäglichem Jammer und psychischen Qualen der Schluß gewissermaßen ein versöhnender — ein sogenanntes glückliches Ende ist — allein hiermit ist Recensent keineswegs einverstanden. Ein gewisses Etwas strebt hier diesem Act der poetischen Gerechtigkeit durchaus entgegen, und die endliche Vereinigung der beiden schwer Geprüften macht keinen wohlthuenden Eindruck. Es ist als hätte diese tropische Blume, aus Blut und Schmerz gewoben, nur in den Farbenbrechungen ihrer Liebe und ihres Weh's blühen und sich erklären können, die materielle Prosa der Ruhe tödtet sie und das Interesse an ihr mit. — Ist's doch, als habe die geniale Verfasserin diesen Schluß nur der weichherzigen Seelen wegen hinzugefügt, die da gern nach ausgestandener Noth noch eine Belohnung auf Erden wünschen, und eine Darstellung, in der das Irdische übel wegkommt, verpönen, wie ungleich schöner würde ohnstreitig hier ein tragischer Schluß seyn, der doch durchaus vorbereitet ist und so nahe lag — diese Katastrophe erscheint als fremde That.

Die Uebersetzung von Fanny Tarnow ist durchgängig vortrefflich und läßt nirgends das Original vermissen.

Druck und Papier lassen gleichfalls nichts zu wünschen übrig.

Sidor.

Godwin-Castle. — Aus den Papieren der Herzogin von Nottingham. — Breslau, im Verlage bei Josef Max und Comp. 1836.

Es ist dies Werk jedenfalls eine der bedeutendsten neuern Erscheinungen in der Unterhaltungsliteratur. Mit der größten Reichhaltigkeit der Ereignisse auf den Höhenpunkten der Gesellschaft sind hier zugleich die tiefsten Blicke in die interessantesten geistigen Zustände verbunden. Diction und Darstellung sind durchaus edel; die gewöhnliche Krankheit der englischen Romane — nach allen Seiten hin gedehnte Breite — ist dem vorliegenden nicht eigen. Nur eine einzige Scene trägt nicht den Charakter innerer Nothwendigkeit in sich. Es ist der vergebliche Versuch der Heldin des Romans, Gräfin Melville, aus dem Schlosse der Herzogin Somerset zu entfliehen, was ganz beziehungslos dasteht, und höchstens ihren Wunsch nach Freiheit manifestirt, der ohnehin dem Leser nicht fremd ist.

Die Charaktere sind mit seltener Meisterschaft von vornherein angelegt; sie sind alle mit gleicher Liebe behandelt, und es giebt nirgend bedeutungslose Nebenfiguren, welche andere Schriftsteller ihren Hauptpersonen oft zur Folie geben. Es ist die vollkommenste Nothwendigkeit in dem Verhältniß ihrer ursprünglichen Erscheinung zu den Handlungen, welche durch die Situationen herbeigeführt werden. Vor Allem anziehend und eigenthümlich ist der Charakter der Tochter Karls I., die mit allem Reize jugendlicher Unbefangenheit die Kenntniß des geistigen Lebens in seinen Höhen und Tiefen verbindet. Ihr gegenüber steht ihr Oheim, der lasterhafte Herzog v. Buckingham, dessen leichtsinnige Intriguen ein eben so klares Bild des damaligen englischen Hoflebens gewähren, als sie dazu dienen, den Charakter des Grafen Bristol zu heben, in welchem die künstlichen Farben des Hofmanns und Diplomaten die wahrhaft menschlichen Gefühle nicht verlöschen können. So räthselhaft uns anfangs der mehr als männliche Charakter seiner Tochter, der jüngern Herzogin v. Nottingham, erscheint, so befriedigend ist der Aufschluß, welcher uns in der Unterhaltung zwischen Vater und Tochter über die Erziehung der letztern gegeben wird. Außer den genannten Personen nehmen noch die ältere Herzogin v. Nottingham, Graf Richmond ihr Enkel und Karl I. selbst das Interesse lebhaft in Anspruch. Das bekannte,

im Roman nur angebeutete Ende des letztern erfüllt den Leser mit derselben Behmuth, mit welcher er das Dahinwelken seines für den Thron zu schwachen Vaters wahrnimmt. Wahrhaft rührend ist die letzte Audienz dieses guten Königs, welche Buckingham, um seinem Stolz zu fröhnen, veranlaßt, und die zu einer Abschiedsfeier von dem geliebten Monarchen wird.

Jedem höhern Leserkreise ist das Werk dringendst zu empfehlen. — Die äußere Ausstattung ist der renommirten Verlags-handlung würdig.

F o r t s e t z u n g .

Reisenovellen. Von Heinrich Laube. Dritter und vierter Band. Mannheim. Verlag von Heinrich Hoff. 1836.

Als die ersten beiden Bände der „Reisenovellen“ erschienen, konnte ich's schon nicht begreifen, wie H. Laube mit dem Inhalt seines Werks den Titel rechtfertigen wolle, und es that mir leid, daß er sich unnöthigerweise den Vorwurf zugezogen: er habe es H. Heine nachmachen wollen. Die zwei jetzt erschienenen Bände aber entsprechen noch weniger meinem individuellen Begriff von Reisenovellen. Wenn ich, unbekümmert um Tieck und Andere, mit der Definition unserer modernen Novelle insofern für mich schnell fertig wurde, daß ich als Art sie der Erzählung als Gattung unterordnete, so verlange ich doch jedenfalls für sie eine in sich abgeschlossene dramatische Handlung, also auch für die Reisenovelle. Ein anderer Maßstab wird für diese immer anzulegen seyn, als an die glatte Novelle an sich; die Elemente erscheinen neben Reise-Bemerkungen und Scenen vielleicht zerstreuter, loser; sie sind auch mit allerlei ungewöhnlichen Ingredienzien versetzt; allein die Hauptforderung — das Drama — ist nach meiner Meinung unerläßlich, sobald man einmal diesen Titel wählt.

Nicht Reisenovellen, nach dieser Definition, wohl aber ein Stück Biographie und höchst geistreiche Reisebemerkungen hat H. L. uns geschrieben, für welche die deutsche Lesewelt ihm Dank schuldig ist. Er ist weit duldsamer, liebenswürdiger in diesen beiden letzten Bänden als früher.

Seine geniale Auffassungsweise der objectiven Welt ist hier ruhiger, genießbarer, wird nicht durch ungebührlich viel subjective Lieblichkeit gestört. Er unterhält uns von den größten wie von den kleinsten Ereignissen und Zuständen, von den höchsten wie unbedeutendsten Personen mit der immer gleichen magischen Kraft seines Talents, dessen Ueberfülle in der Vertretung subjectiver Ansichten er klug eindämmt in die Ufer der Discretion.

Der dritte Band umfaßt Wien, Oestreich, Ungarn. H. L. sieht auf Alles im großen, genußreichen Wien wie im unbedeutendsten Landstädtchen; er versteht den Dingen und Personen ihren tiefinnersten Geist abzulauschen, und uns das mitzutheilen. — Der vierte Band ist hinsichtlich des Terrains reichhaltiger. Hier begleiten wir den Verf. nach Mähren, Sachsen und in die sächsische Schweiz. In Dresden überkommt ihn leider wieder jene neckende, höhrende Rübezahls-laune, die mir gar nicht an ihm gefällt, und seiner unwürdig ist. Er erhebt Tieck auf Kosten der übrigen Dresdener Poeten; er meint, was diese an Tieck nagend aussehten, wäre die Garantie, daß er ein Dichter ist. An Hrn. E. Tieck wird heutzutage auch außer Dresden Viel ausgelegt. Es kommt aber zulezt ebensowenig darauf an, was die in seiner Nähe lebenden Dresdener über ihn meinen, als was H. Laube über diese. Beide Parteien haben bereits eine Zeit der Anerkennung erlebt, — vox populi vox dei — und damit kann schon jeder Schriftsteller und Dichter zufrieden seyn, sobald er sich den modernen Anforderungen nicht fügen kann oder will. Doch dies Thema gehört als zu weitläufig nicht hierher.

Weiter führt uns das Buch nach Schlesien. H. L. ist ein Schlesier, und verweilt mit gerechter Vorliebe bei unserer lieben Heimat. Seine Bemerkungen sind hier ebenso treffend als originell, und der beliebte Weißslog erhält einen eignen Artikel. Das Leben in Gräfenberg ist interessant und richtig geschildert. Den Schluß macht eine Flucht durchs Gebirge vor dem drohenden Kerker, die, wie bekannt, vergeblich war; doch verläßt der Verf. uns noch frei in Jittau, wo er ein Asyl gefunden zu haben glaubt.

Jullius Krebs.